

**Patricia Nevers,  
Diskurskultur und Moral**

aus:

Stammzellforschung – Debatte zwischen Ethik, Politik und Geschäft  
herausgegeben von Stephan Albrecht, Jörg Dierken, Harald Freese und  
Corinna Hößle

S. 161–178

## **Impressum für die Gesamtausgabe**

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist außerdem auf der Website des Verlags Hamburg University Press *open access* verfügbar unter <http://hup.rrz.uni-hamburg.de>.

Die Deutsche Bibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver Der Deutschen Bibliothek verfügbar unter <http://deposit.ddb.de>.

ISBN 3-9808223-5-4 (Printausgabe)

© 2003 Hamburg University Press, Hamburg

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Rechtsträger: Universität Hamburg

# Inhaltsübersicht

<b>Vorwort</b> .....	7
<i>Stephan Albrecht, Jörg Dierken, Harald Freese, Corinna Hößle</i>	
<b>Adulte oder embryonale Stammzellen?</b> .....	9
<i>Axel Rolf Zander, Norbert Stute, Boris Fehse, Claudia Lange</i>	
<b>Die Würde des Menschen in bioethischen Konflikten</b> .....	25
<i>Jörg Dierken</i>	
<b>Der Embryo – Mensch von Anfang an?</b> Schülervorstellungen zum Beginn menschlichen Lebens und zu dessen Schutzbedürftigkeit .....	43
<i>Corinna Hößle</i>	
<b>Vom Sinn der Grenzen</b> Dialektik in der Gentherapie und Stammzellforschung .....	77
<i>Christopher Baum</i>	
<b>Die gentechnische Offensive</b> Wie wissenschaftliche Visionen normative und empirische Diskurse über Behinderungen beeinflussen .....	97
<i>André Frank Zimpel</i>	
<b>Möglichkeiten der Zelltransplantation am Auge unter Berücksichtigung der Knochenmarkstammzellen</b> .....	107
<i>Katrin Engelmann, Jürgen Bednarz, Monika Valtink</i>	
<b>Grenzüberschreitung und Transzendenz</b> Zur Rolle der Religion im ethischen Diskurs .....	117
<i>Michael Moxter</i>	

<b>Wie die Gene ins Feuilleton kommen</b>	
Alltagsmythen und Metaphern im Gentechnikdiskurs .....	137
<i>Ulrich Gebhard</i>	
<b>Diskurskultur und Moral</b> .....	161
<i>Patricia Nevers</i>	
<b>Referentinnen und Referenten</b> .....	181

# Diskurskultur und Moral

Patricia Nevers

## Inhaltsübersicht

- 1 Einleitung
- 2 Moral in einer multikulturellen und naturwissenschaftlich-technisch geprägten Gesellschaft
- 3 Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen
- 4 Was wäre möglicherweise anders gelaufen, wenn der hiesige Diskurs um Stammzellforschung im Stil des PmKJ geführt worden wäre?
- 5 Fazit

## 1 Einleitung

Ausgangspunkt meines Beitrags sind einige Beobachtungen, die ich bei der Podiumsdiskussion zur Stammzellforschung im vergangenen Semester sowie bei der Lektüre entsprechender Artikel der Teilnehmer und Teilnehmerinnen in der „Zeit“, der „FAZ“ und der Universitätszeitschrift „you see“ gemacht habe. Sie haben in folgende Frage gemündet, die auch die Leitidee dieses Beitrags darstellt: Ist die Art und Weise, wie die bisherige Diskussion über embryonale Stammzellforschung geführt wurde, vor allem an unserer Universität, für die Förderung der moralischen Urteilsfähigkeit einer breiteren Öffentlichkeit angemessen?

Die erste Beobachtung betrifft den Gegenstand der Diskussion, die bisher geführt wurde. Nach meiner Einschätzung hat sich die Diskussion sehr eng um die Frage des moralischen Status des Embryos gedreht, obwohl es andere relevante und verwandte Diskussionsgegenstände gegeben hätte, die für die Entscheidungsfindung in Sachen embryonaler Stammzellforschung wichtig gewesen wären. Auf einige werde ich später noch hinweisen. Die Zuspitzung auf diese moraltheoretische Frage hat einen unlösbaren moraltheoretischen Dissens in den Vordergrund gedrängt, wodurch eine politische Polarisierung begünstigt und eine offene Diskussion auf breiter Basis erschwert wurde.

Die zweite Beobachtung betrifft die Form der bisherigen Diskussion. Nach meiner Einschätzung ist die Diskussion bisher ein Gelehrtenstreit gewesen. Die Öff-

fentlichkeit wurde *belehrt*, aber die Möglichkeiten einer genuinen Teilnahme ihrerseits blieben sehr begrenzt, auch und vor allem bei der Podiumsdiskussion zur Stammzellforschung, die letztes Semester stattfand.. Ich habe zum Beispiel nicht den Eindruck, dass die Themen, die Herr Gebhard (siehe Beitrag in dieser Reihe) als die dringlichen Themen von Jugendlichen identifiziert hat, vorgetragen und debattiert wurden, auch nicht im Feuilleton. Zur Förderung der moralischen Urteilsfähigkeit in der Öffentlichkeit wäre stattdessen eine andere Gesprächsform wünschenswert, eine bei der alle für relevant gehaltene Ansichten offen, kritisch, höflich und tolerant diskutiert werden können, ein wirklich herrschaftsfreier, partizipativer Diskurs.

Meine dritte Beobachtung betrifft den Stil des bisherigen Diskurses, insbesondere an unserer Universität. Mit Stammzellforschung ist ein sensibles moralisches Thema zum Gegenstand einer politischen Auseinandersetzung geworden, und bei der Erörterung dieses Themas haben sich unterschiedliche Diskursstile durchquert. Einen davon bezeichne ich als formalisiertes Hauen und Stechen, Taktieren und Übertrumpfen. Dieser stark kompetitiver Stil ist in der Politik weit verbreitet und hat dort auch eine gewisse Berechtigung. Er ist aber offensichtlich auch in Teilen der akademischen Philosophie und Jura üblich. Er zeigt sich zum Beispiel in den Äußerungen zweier unserer Kollegen in der 01/02-Ausgabe der Universitätszeitschrift „you see“, in denen Menschen mit einer gegenteiligen Moralauffassung bezichtigt werden, sie würden die Moral diskreditieren oder sie hätten eine „irrig“ Moral. Ein angriffsfreudiger Stil dieser Art offenbart sich aber auch, wenn biomedizinischen Forschern unmoralische Motive pauschal unterstellt werden oder wenn jegliche Form von Kompromiss als moralisch verwerflich verurteilt wird. Auch wenn dieser Stil in der Politik, in der akademischen Philosophie und in juristischen Fächern üblich sein mag, ist er für einen ernsthaften Moraldiskurs extrem schädlich. Durch diesen Stil wird nämlich eine entscheidende Diskursregel verletzt, das Gebot der Toleranz. Infolgedessen bleibt wenig Spielraum für Unsicherheit, gemeinsames Suchen und konstruktive Lösungsfindung. Gemeinsame Reflektion wird erschwert und damit wird die Chance verspielt, eine Lösung mit einem in der Öffentlichkeit möglichst breit verankerten Fundament zu finden.

Dass der bisherige Diskurs so gelaufen ist, hängt meines Erachtens mit einer Geringschätzung des Potenzials kultivierter, partizipativer Gesprächsführung zusammen. Diese Geringschätzung ist wiederum mit Auffassungen von Moral und Moralentwicklung verknüpft, die in einer postmodernen Gesellschaft meines Erachtens nicht mehr angemessen und kritikwürdig sind.

Auf der Basis dieser Beobachtungen möchte ich mich im Folgenden drei Aspekten widmen:

- Moral und Moralentwicklung in einer multikulturellen und naturwissenschaftlich-technisch geprägten Gesellschaft.

- Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen als ein viel versprechender Ansatz der Moralerziehung.
- Was wäre gewesen, wenn ...? Ein denkbares Ergebnis der Diskussion über Stammzellforschung unter Bedingungen einer kultivierten, partizipativen Diskurskultur.

## **2 Moral in einer multikulturellen und naturwissenschaftlich-technisch geprägten Gesellschaft**

Es ist kaum von der Hand zu weisen, dass wir es heutzutage nicht mit einer einzigen Moral zu tun haben, sondern mit einer Vielfalt von Moralauffassungen, mit moralischem Pluralismus.

Auch wenn man persönlich von einer bestimmten moralischen Richtung überzeugt ist und es für wichtig erachtet, diese zu pflegen und zu kultivieren, kann man nicht davon ausgehen, dass alle Menschen diese Auffassung teilen, teilen können oder teilen werden. Pluralismus herrscht nicht nur unter dem Volk sondern auch in der Moralphilosophie. Auch in der philosophischen Ethik gibt es keine einzige Theorie unter der alle anderen subsumiert werden könnten. Eine ethische Letztbegründung hat sich bisher als aussichtslos erwiesen, auch wenn einige Philosophen dies dennoch wünschen und an der Formulierung einer solchen Theorie weiterhin arbeiten. Besonders eklatant zeigt sich der Zustand des moralischen Pluralismus in unseren Einstellungen zur nicht-menschlichen Natur.

Diese Erkenntnis mag für viele überzeugte Anhänger einer spezifischen moralischen Richtung schwer zu ertragen sein, seien es Mitglieder einer bestimmten Religion oder Vertreter einer politisch-philosophischen Richtung wie zum Beispiel der Marxismus. Nicht zuletzt deswegen meinen der verstorbene amerikanische Moralforscher James Rest und seine MitarbeiterInnen (Rest et al 1999, 2000), dass die Kluft zwischen konventionaler Ideologie, der Ideologie einer unreflektierten Festhaltung an moralischen Konventionen, auf der einen Seite, und postkonventionaler Ideologie, einer Ideologie der Abwägung verschiedener Perspektiven, auf der anderen, die tiefgreifendste Dichotomie in der heutigen Gesellschaft darstelle, und dass die Erforschung dieser Differenzen eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Moralforschung sei.

Weiterhin müssen wir feststellen, dass die Gegenstände moralischer Überlegungen, wie auch die Moral und die Ethik selbst, nicht statisch sind, sondern sich in ständigem Wandel befinden. Immer wieder schaffen Naturwissenschaft und Technik neue Situationen, die moralisch neu bewertet werden müssen, für die es aber keine moralischen Präzedenzfälle gibt, wie zum Beispiel der Umgang mit Klimaveränderungen oder mit überzähligen Embryonen. Für diese Situationen

können bewährte Prinzipien und Regeln oft nicht einfach übertragen und „angewendet“ werden. Unsere Moralauffassungen müssen stattdessen modifiziert werden, um für diese Probleme tragbare Lösungen zu finden.

Schließlich muss man feststellen, dass die Entwicklung von Moral in der Gesellschaft nicht ausschließlich von oben nach unten läuft, also nicht ausschließlich deduktiv, von einer überlegenen, richtungsweisenden Instanz wie Eltern, Kirche oder philosophischer Ethik bis zu den unteren Rängen der Bevölkerung. Sie läuft auch von unten nach oben, also induktiv, durch die Bemühungen emanzipierter, selbständig denkender Menschen, wozu auch Kinder und Jugendliche zählen können. Thomas Reid zum Beispiel, ein schottischer Moralphilosoph aus dem 18. Jahrhundert, behauptet, dass Moral jedermanns Sache sei, nicht nur die Sache von Moralphilosophen, und dass wir uns vor großartigen philosophischen Ansätzen hüten sollen, welche die Fähigkeiten von Laien zur Reflektion unterschätzen (Reid 1788, zitiert in Pritchard 1996: 132).

Ist moralischer Pluralismus ein bedauernswerter Zustand, mit dem wir uns resigniert abfinden müssen? Wer sich bisher auf den ruhigen Gewässern des moralischen Monismus bewegt hat, könnte die Reise auf dem bewegten Meer des Pluralismus unangenehm finden. Regeln oder Prinzipien festzulegen, die andere ohne wenn und aber befolgen müssen, vereinfacht das Leben und scheint eine gewisse Sicherheit zu bieten. Aber, wie wir wissen, auch beim besten Willen können Autoritäten sich irren. Und Regeln sind oft viel zu abstrakt, um als brauchbare Vorschriften für jede Lebenslage zu funktionieren.

Der amerikanischer Umweltethiker Don Marietta und andere überzeugte Pluralisten kritisieren die Larmoyanz frustrierter Anhänger des Monismus. Marietta betrachtet Pluralismus als eine Bereicherung. Er ist der Meinung, dass moralische Entscheidungsfindung am ehesten gelingt, wenn wir uns für die kollektive Weißheit unserer Gesellschaft öffnen und unsere Unsicherheit mit anderen, uns vertrauten Menschen teilen (Marietta 1995: 155-178). Die amerikanischen Bioethiker Beauchamp und Childress betrachten den Rekurs auf kollektive Weißheit als vergleichbar mit Intersubjektivität in den Naturwissenschaften (Beauchamp / Childress 2001: 399). Die Plausibilität moralischer Entscheidungen wird erhöht, wenn eine Vielfalt von Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven an der Entscheidungsfindung beteiligt wird. Absolute Sicherheit gibt es natürlich nicht, weder in der Moral noch in der Naturwissenschaft.

Aber bei soviel Vielfalt und Wandel gibt es denn wirklich gar nichts, worauf man sich in Sachen Moral verlassen könne? Gibt es überhaupt keinen sicheren Hort, gar kein sicheres Fundament? Die Arbeit von Beauchamp und Childress bietet Grund zur Zuversicht. Diese Autoren behaupten, dass es ein *relativ stabiles* Fundament gibt, etwas, was sie als „common morality“ bezeichnen (Beauchamp / Childress 2001: 401-408). Ihre Zuversicht beruht auf jahrelanger empirischer Erfahrung in Beratungsgremien in Krankenhäusern, in denen schwierige



medizinische Fälle verhandelt wurden. Beauchamp und Childress sind der Meinung, dass es einen Satz moralischer Überzeugungen und Normen gibt, die von *moralisch bemühten* Menschen in allen Ecken der Welt geteilt werden. Sie entstammen den moralischen Erfahrungen, Intuitionen, Gefühlen und Traditionen dieser Menschen. Und sie werden in moralische Diskursen, wie zum Beispiel in Ethikgremien in Krankenhäusern, debattiert, geprüft und modelliert.

Beauchamp und Childress haben weiterhin vier verschiedene Prinzipien identifiziert, mit denen diese gemeinsamen Überzeugungen zusammengefasst werden können:

- Nicht-Schädigung („nonmalificence“),
- Wohltätigkeit („beneficence“),
- Gerechtigkeit („justice“),
- Respekt für Autonomie („respect for autonomy“).

Die Autoren meinen, dass es keine Hierarchie unter diesen Prinzipien gebe, und dass die Liste keineswegs als für alle Fälle der Moral absolut und vollständig gelte. Aber sie scheint für die Fälle, die Beauchamp und Childress untersucht haben, empirisch fundiert und praktikabel zu sein. Diese Prinzipien sind für viele moralisch bemühten Menschen offensichtlich einsichtig und werden auch als verpflichtend angesehen, wenn auch nicht absolut. Sie stellen eine Art moralische Checkliste dar, die eine Reduktion der Komplexität moralischer Fragen ermöglicht. Sie operieren dabei als prima facie Regeln, die es gilt einzuhalten, die jedoch von Fall zu Fall weiter spezifiziert werden müssen. Und sie können miteinander in Konflikt geraten, sodass eine Abwägung erforderlich wird. Wenn aber ein Prinzip einem anderen vorgezogen wird, müssen bestimmte Kriterien erfüllt werden, die von Beauchamp und Childress genau herausgearbeitet wurden. Ich werde später zeigen, wie dieses Verfahren im Fall der Embryonenforschung möglicherweise zum Tragen kommen könnte.

Was bedeutet dies für die Moralerziehung? Auch hier erleben wir, dass Eltern und Lehrpersonen sich zunehmend von einem einfachen und ausschließlichen Top-down-Modell verabschieden. Es hat sich gezeigt, dass der Versuch, Kindern bestimmte Prinzipien aufzuoktroieren, schief laufen kann. Man hat keine Gewähr, dass sie diese Prinzipien wirklich zu eigen machen. Und natürlich können auch Eltern sich irren. Deswegen müssen Kinder zu kritischem, selbständigem Denken ermuntert werden.

Die Moralpsychologin Gertrud Nunner-Winkler (1992) beschreibt folgende Modelle moralischer Sozialisation, die der Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit dienen können:

- Das Konditionierungsmodell:  
Normen werden extern auferlegt. Motiv der Normbefolgung: Angst vor Sanktionen von außen wie Strafe oder sozialer Ausschluss. Erziehungsstil: Dressur durch Bestrafung oder Belohnung. Psychologische Theorie: zum Beispiel Skinner.
- Das Über-Ich-Modell:  
Externe Normen werden verinnerlicht. Motiv der Normbefolgung: Angst vor internen Sanktionen wie Scham oder Schuldgefühle sowie Streben nach Belohnung in Form sozialer Anerkennung. Erziehungsstil: autoritär; distanzierter, übermächtiger und bedrohlicher „Vater“ erteilt Strafe. Psychologische Theorie: zum Beispiel Freud.
- Das Modell der Triebüberformung:  
Normen werden von Menschen übernommen, zu denen ein Kind eine starke affektive Beziehung besitzt. Motiv der Normbefolgung: Angst vor Liebesentzug. Erziehungsstil: Erziehung durch Liebesentzug. Psychologische Theorie: zum Beispiel Parsons.
- Das Modell freiwilliger Selbstbindung aus Einsicht:  
Normen werden selbst erarbeitet und hinterfragt. Motiv der Normbefolgung: Einsicht in die Richtigkeit einer Handlung. Erziehungsstil: liberales Aushandeln von Regeln. Psychologische Theorie: zum Beispiel Wygotsky.

Nunner-Winkler plädiert für den letzten Erziehungsstil, der postkonventionales Denken voraussetzt. Die Frage ist, wie man diesem Erziehungsstil auch außerhalb der Familie Rechnung tragen kann? Dies leitet zum nächsten Teil meines Beitrags über, zur Darstellung des Ansatzes *Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen*.

### 3 Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen

Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen (PmKJ), auch P4C („philosophy for children“) genannt, ist ein pädagogischer Ansatz zur Förderung der Nachdenklichkeit in einer reflektierenden Gemeinschaft („community of inquiry“). Er hat eine lange Tradition, die auf Sokrates zurückgeht. In neuerer Zeit wurde er vom amerikanischen Philosophen Matthew Lipman systematisch ausgearbeitet (siehe zum Beispiel Lipman und Sharp 1978). In Hamburg sind die Kollegen Ekkehard Martens und Helmut Schreier seit Jahren bemüht, diesen Ansatz in Deutschland zu etablieren (Schreier 1993; Martens / Schreier 1994; Martens 1999).

Bei Gesprächen im Stil des PmKJ bilden Sinnfragen, die von der Diskussionsgruppe selbst bestimmt werden, den Gegenstand der Reflektion: Was ist Leben?

Was kann ich denken? Gibt es Böses auf der Welt? Was ist normal? Das Vorbild von PmKJ ist das sokratische Gespräch, bei dem ein Problem oder eine Frage unter kundiger Anleitung durch ständiges Nachfragen erörtert wird. Aber während Sokrates und einige seiner Nachahmer ihre Aufgabe darin sahen, die Gesprächsteilnehmer mit Fragen bis zur Verzweiflung (Aporie) zu treiben, ziehen moderne Pädagogen mildere Methoden vor. Es geht darum, die Diskursfähigkeit und Nachdenklichkeit von Kindern und Jugendlichen zu fördern.

Um diesen Ansatz besser zu verstehen, betrachten wir zunächst den üblichen Ablauf eines Gesprächs im Stil des PmKJ:

### **Durchführung eines Gesprächs im Stil des Philosophierens mit Kindern und Jugendlichen**

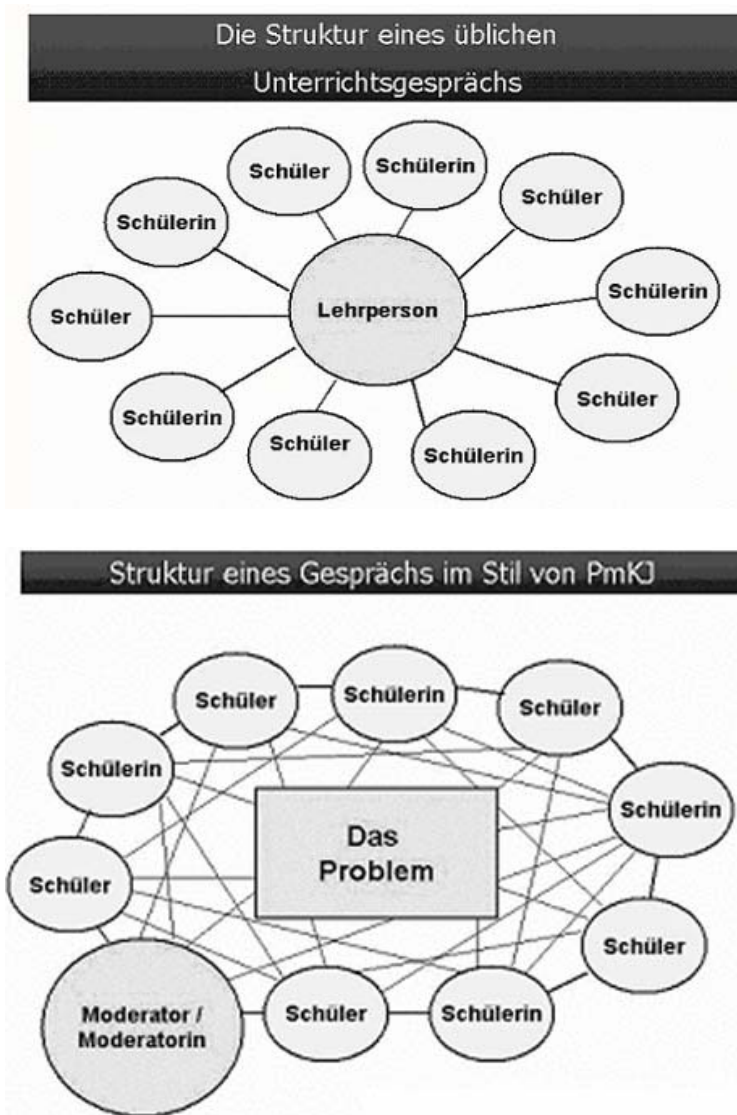
Vorarbeit: Entwicklung von Gesprächsregeln, Diskussion um Kennzeichen eines philosophischen Gesprächs, Inhalt: Sinnfragen; Fragen, die nicht durch Fakten geklärt werden können, Ziel: Meinungs austausch; Entwicklung einer eigenen Meinung; eventuell Problemlösung, Ergebnis: offen, kein „richtig“ oder „falsch“, kein Vorrang von Fakten vor Werten, kein Zwang zum Konsens, keine Abstimmung!

Konkrete Schritte:

1. Präsentation eines Stimulus (Geschichte, Bild, Gedicht usw.);
2. Sammeln von Fragen und Assoziationen;
3. Wahl einer Frage für die weitere Diskussion;
4. eventuell Festhaltung persönlicher Ausgangspositionen, Vorstellungen und dergleichen als Bild, Brief, Tagebuch, Poster, Aufsatz usw.;
5. Durchführung eines Gesprächs (oder einer anderen Form der Mitteilung, zum Beispiel Theater);
6. eventuell kreativitätsfördernde Zwischenübung (malen, Musik hören, sich bewegen, usw.);
7. Zusammenfassung des Gesprächs durch die / den GesprächsleiterIn;
8. Evaluation des Gesprächs durch die Teilnehmenden;
9. eventuell weiterführende Handlung, die sich aus dem Gespräch ergibt.

Der Unterschied zwischen dieser Art der Gesprächsführung und der Form, die man normalerweise im Unterricht beobachtet, ist durch Abbildungen 1 und 2 illustriert. Während das klassische Unterrichtsgespräch stark lehrerzentriert ist,

zielt der Ansatz des Philosophierens mit Kindern und Jugendlichen auf einen intensiven Austausch der Schülerinnen und Schüler untereinander.



Es leuchtet ein, dass geschulte Moderation für den Erfolg dieses Ansatzes entscheidend ist. Im Idealfall ist diese Person philosophisch gebildet, inhaltlich in-

formiert und engagiert, aber in der Gesprächsführung zurückhaltend. Sie ist bemüht, durch gezieltes Nachfragen die Reflektion voranzutreiben, gute Gründe, Klarheit und Kohärenz einzufordern, Konsens aufzuzeigen, wo es Konsens gibt, und Dissens zu konstatieren, wo kein Konsens möglich ist. Sie sorgt für eine Atmosphäre des Vertrauens, der Offenheit und der Toleranz, die Kollaboration und konstruktives Nachdenken fördert. Verschiedene KollegInnen am Fachbereich Erziehungswissenschaft, die sich für PmKJ interessieren, arbeiten daran, eine solide Ausbildung von LehramtskandidatInnen im PmKJ zu sichern.

Was können Kinder und Jugendliche beim Philosophieren lernen? Nach E. Martens können folgende Fähigkeiten erworben werden, die nicht nur in der Philosophie, sondern für jede Form von Diskurs wichtig sind:

1. philosophische „skills“:

- eine Situation genau beschreiben (Phänomenologie),
- Texte, Aussagen, Bilder und Situationen deuten; implizite Werte erkennen; Fragen entwickeln (Hermeneutik),
- Begriffe klären; Gründe nennen; Begriffe und Gründe klassifizieren; zwischen Normen und Fakten unterscheiden; Fakten und Gründe abwägen (Analytik),
- eine eigene Perspektive formulieren; sich auf andere Perspektiven einlassen; andere Perspektiven dulden (Dialektik),
- innovative Verbindungen, Kompromisse und Lösungen finden (kreatives Denken, Spekulieren);

2. soziale Kompetenz;

3. eine angemessene Haltung: offen, tolerant, gelassen.

Anhand dieser Ausführungen dürfte es klar sein, dass ein Gespräch im Stil von PmKJ sich von anderen Mediationsverfahren unterscheidet. Nicht Interessen, sondern Sinnfragen werden verhandelt; nicht ein politischer Schlagabtausch, sondern eine philosophische Erörterung steht im Mittelpunkt. Die Frage, die es zu debattieren gilt, wird von der Diskussionsgruppe selbst bestimmt, und das Gespräch wird durch eine ModeratorIn gelenkt, die bestimmte didaktische Ziele im Auge hat.

#### **4 Was wäre möglicherweise anders gelaufen, wenn der hiesige Diskurs um Stammzellforschung im Stil des PmKJ geführt worden wäre?**

Zunächst hätte man eine andere Struktur für die Diskussion gewählt. Man hätte kleinere, egalitäre Diskussionsgruppen von Interessenten eingerichtet, die von einer in PmKJ gut ausgebildeten, engagierten und informierten ModeraterIn geleitet worden wären. In einer Gruppe hätte vielleicht Herr Merkel gegessen, in einer anderen Herr Steinvorth oder Frau Kollek. Sie hätten ihre Ansichten wie alle anderen in der Gruppe vortragen können, wären aber nicht wortführend gewesen und hätten sich verpflichten müssen, sich an den vereinbarten Diskursregeln zu halten.

Der Stil des Gesprächs wäre durch Offenheit, Toleranz und gegenseitiges Bemühen geprägt. Unterstützt durch die Gruppe hätte die ModeratorIn für eine Atmosphäre des Vertrauens und der Konstruktivität gesorgt. Unter diesen Bedingungen wäre Herr Merkel oder Herr Steinvorth gar nicht auf die Idee kommen, die Meinung einer anderen GesprächsteilnehmerIn als „irrig“ zu bezeichnen, denn sie hätten sich von vorneherein bereit erklärt, auf solche rhetorischen Mittel zu verzichten.

Das vordringliche Ziel des Gesprächs wäre zunächst *nicht* die Formulierung einer Gesetzesvorlage zum Import von embryonalen Stammzellen gewesen, auch *nicht* eine Erörterung der Frage des moralischen Status des Embryos. Stattdessen wäre man im ersten Schritt bemüht gewesen, alle Erfahrungen, Intuitionen und Prinzipien der moralisch interessierten TeilnehmerInnen auf den Tisch zu bringen, die für eine endgültige Entscheidungsfindung relevant sein könnten, um diese gemeinsam zu eruieren. Die oben genannten Fragen würden erst in Folgegesprächen thematisiert werden.

Als Stimulus hätte man nicht eine theoretische Frage der philosophischen Ethik eingegeben wie zum Beispiel die Frage, ob ein Embryo Menschenwürde besitzt. Stattdessen hätte man einen Stimulus gewählt, der mehr Assoziationen erweckt und dem Alltag stärker entlehnt ist, ein relevantes Bild oder eine Geschichte. Die Geschichte könnte zum Beispiel den Fall eines Ehepaars thematisieren, das IVF (In-vitro-Fertilisation) in Anspruch nehmen will oder den Fall einer Frau, die sich Heilung durch embryonale Stammzellforschung erhofft.

Der Gesprächsgegenstand würde von den TeilnehmerInnen selbst bestimmt. Nach der Auflistung möglicher Fragen und Assoziationen müsste die Gruppe selbst entscheiden, welche Frage unter den vielen vorgetragenen sie diskutieren

wollen. Unter den vorgetragenen Fragen hätten sich zum Beispiel folgende finden können:

1. Wem gehört ein künstlich erzeugter Embryo und wer darf darüber verfügen? Frau Kollek hat zum Beispiel aufgezeigt, dass es vielen Eltern, die Embryonen zu reproduktiven Zwecken erzeugt haben, keineswegs egal ist, was mit ihren überflüssigen Embryonen geschieht. Und Verwechslungen beim IVF können durchaus vorkommen, wodurch die Besitzfrage unumgänglich wird.
2. Dürfen Frauen ihre Eizellen vermarkten? Auch hier steht eine Besitzfrage im Mittelpunkt der Reflektion. Angesichts der rasch um sich greifenden Vermarktung anderer Körperteile wie Zelllinien und Gene und der wachsenden Kluft zwischen Armen und Reichen, wäre es nicht verwunderlich, wenn Frauen, die über geringe Mittel verfügen, zu einer solchen Strategie übergehen.
3. Wird der Embryo zum Gegenstand eines Kampfes der Geschlechter oder anderer gesellschaftlicher Gruppierungen um die Kontrolle der Reproduktion? Dies ist eine tief sitzende Befürchtung, die ich mit einigen Feministinnen teile, die bisher jedoch kaum ernsthaft debattiert wurde. Sie setzt viel früher als das Problem embryonaler Stammzellforschung an, bei Erwägungen zur Etablierung von IVF überhaupt.
4. Welche Rolle spielt Gott bei der Zeugung? Die Beiträge von Frau Höhle und Herrn Dierken in dieser Reihe zeigten, dass wir bei unseren Überlegungen sehr unterschiedliche Gottesbilder zugrundelegen. Und in einer pluralistischen Gesellschaft muss man damit rechnen, dass es Menschen gibt, die überhaupt nicht an Gott glauben. Haben sie in Sachen Embryonenforschung gar nichts zu sagen?
5. Ist es legitim, einen Anspruch auf Heilung durch Embryonenforschung zu erheben? Mir fällt es auf, dass in Deutschland, im Gegensatz zu Ländern wie USA oder England, der Heilungsanspruch von Forschung hauptsächlich von den Betreibern selbst, also von Naturwissenschaftlern vorgetragen wird, obwohl Heilungsversprechen auch ein fester Bestandteil vieler Religionen ist. In Zeitschriften und Podiumsdiskussionen kommen die potenziellen Nutzer der Forschung, Kranke und Behinderte, selten zu Wort. Stattdessen machen sich Wissenschaftler zu Anwälten von Kranken und Behinderten. Weil Wissenschaftler jedoch auch andere Ziele im Rahmen der Stammzellforschung verfolgen können, die nichts mit Heilung zu tun haben, (zum Beispiel Macht, Ruhm und Geld) und diese eventuell auch vorrangig verfolgen, wirkt ihr Appell weniger überzeugend. Welche Mechanismen sind hier wirksam? Gibt es eine Form von „political correctness“ in Deutschland, die Kranke, Behinderte und Vertreter von Religionen daran hindert, diesen Anspruch selbst zu formulieren?
6. Können wir verlangen, dass Wissenschaftler, die mit Embryonen forschen wollen, ihre Tätigkeit im Rahmen eines moralischen Diskurses rechtfertigen?

Fällt ihnen eine moralische Beweislast zu? Hier geht es um die Herstellung eines neuen moralischen und gesellschaftlichen Kontextes für künstlich erzeugte Embryonen, der ihnen größtmöglichen Schutz sichert und ein Minimum an negativen Folgen garantiert. In diesem Zusammenhang könnte auch die Frage nach dem Stellenwert des Prinzips der Freiheit der Forschung in der heutigen Forschung fallen.

Bei der Durchführung des Gesprächs hätte die / der ModeratorIn auf bestimmte didaktische Techniken geachtet, die bei Gesprächsführung im Stil von Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen üblich sind. Hierzu zählen unter anderem die folgenden:

1. Begriffsklärung:

Im Verlauf des Gesprächs wäre der Begriff „Menschenwürde“ sicherlich irgendwann gefallen und hätte geklärt werden müssen. Dabei hätte man nicht nur die bereits vorhandenen Ansichten der TeilnehmerInnen berücksichtigt. Man hätte auch die historische Dimension des Begriffs beleuchtet. So hätte man vielleicht erfahren, dass er zwar frühe Wurzeln in der Antike hat, dass er aber vor allem in der Renaissance ausgearbeitet wurde, um erwachsene Menschen (aber nicht alle!) gegen Übergriffe durch Staat und Kirche zu stärken und um eine Aufwertung des diesseitigen Lebens und des Status des Menschen zu erzielen (Bayertz 1995). Man hätte erfahren, dass der Begriff Menschenwürde im 18. Jh. mit der Idee individueller Menschenrechte verknüpft wurde, wodurch eine Spannung zwischen Vorstellungen vom würdigen Menschsein an sich und Vorstellungen von Rechten einzelner Individuen entstanden ist, eine Spannung, die bis heute anhält und nicht auflösbar zu sein scheint. Vielleicht wäre auch die Frage aufkommen, ob es angesichts der Historizität, Wandelbarkeit und Unbestimmtheit dieses Begriffes angebracht ist, einen absoluten Geltungsanspruch mit ihm zu verbinden.

2. Prüfung von Argumenten durch Offenlegung impliziter Werte:

Bei dieser Denkopoperation wäre man bemüht gewesen, die unausgesprochenen Werte, die Menschen bei ihren Argumenten leiten, sichtbar und diskutierbar zu machen. Nehmen wir an, jemand hätte das Argument vorgebracht, dass die Individualität und damit auch die Schutzwürdigkeit eines Embryos erst 16 Tage nach Befruchtung gegeben sei, eine Position, die zum Beispiel Kollege Steinvorth vertritt. Zur Begründung würde diese fiktive Person naturwissenschaftliche Fakten über die Embryonalentwicklung heranzuführen. Er würde zum Beispiel sagen, dass alle Zellen im Embryo vor diesem Zeitpunkt physiologisch identisch und totipotent sind. Jede könnte sich zu einem Menschen entwickeln. Deswegen stelle der Embryo zu diesem Zeitpunkt keine organische Einheit dar. Ab dem 16. Tag dagegen sind die Zellen für ihre zukünftige Rolle im Körper determiniert. Die eine wird sich zum Darm entwickeln, die andere zur Leber. Man kann keine einzige entfernen, ohne den ganzen Ver-



band zu zerstören. Die Moderation würde den Gesprächsteilnehmer auffordern, genauer zu erklären, warum er diese Form physiologischer Individualisierung so entscheidend für die Schutzwürdigkeit des Embryos finde. Dies wäre notwendig, um die formal-logischen Probleme des naturalistischen Fehlschlusses, d.h. der Ableitung normativer Aussagen aus Tatsachenaussagen, zu umschiffen. Es wäre aber vor allem wichtig, um die unausgesprochenen Leitbilder und Wertvorstellungen offen zu legen und debattierbar zu machen, die der Gesprächsteilnehmer offensichtlich mit diesem Entwicklungsschritt verbindet (siehe zum Beispiel Vossenkuhl 1993: 137, zitiert in: Gorke 1999: 57).

### 3. Prüfung der Kohärenz:

Ein anderes Kriterium, das man im Laufe des Gespräches geprüft hätte, wäre die Kohärenz gewesen. Kohärenz wird immer zum Problem, wenn man einem Prinzip oder einer Regel absolute Gültigkeit einräumt, wie zum Beispiel im vieldiskutierten Fall der Menschenwürde. Wenn absolute Gültigkeit gefordert wird, müssen alle Urteile und Handlungen mit dem gewählten Prinzip in Einklang gebracht werden. Wie aber Herr Merkel deutlich herausgearbeitet hat (siehe zum Beispiel Merkel 2001) zeigt das Beispiel Abtreibung, dass wir in der Praxis Menschenwürde nicht als ein Prinzip behandeln, das in allen Fällen rigoros eingehalten werden muss. Wir akzeptieren, dass in vielen Fällen Respekt für die Autonomie der Frau Vorrang vor dem Prinzip der Nicht-Schädigung des Embryos gegeben wird. Dieses Ergebnis haben Feministinnen jahrelang erkämpft. Es widerspiegelt eine weniger rigorose Auffassung vom Prinzip Menschenwürde. Daraus muss man jedoch nicht den Schluss ziehen, dass der Begriff Menschenwürde überholt und unnutz sei. Stattdessen müssen wir den Stellenwert des Begriffes neu überlegen. Daraus folgt jedoch auch, dass es inkohärent wäre, Menschenwürde als absolut gültiges Prinzip zu beschwören, wenn es um Embryonenforschung geht, es aber als weniger rigoroses Prinzip zu betrachten, wenn Abtreibung zur Debatte steht. Politisch mag es opportun erscheinen, dazu zu schweigen oder Unklarheit walten zu lassen, um Mehrheiten zu sichern. Bei einem ernsthaften moralischen Diskurs dagegen wäre eine solche Inkohärenz nicht zulässig.

### 4. Abwägung von Werten, Gründen und Prinzipien:

Die Werte, die in der Debatte um Embryonenforschung immer wieder gegenübergestellt werden, sind die Aussicht auf Heilung auf der einen Seite, die mit dem Prinzip der Wohltätigkeit verbunden ist, und die Gewährung von Schutz menschlichen Lebens auf der anderen, vertreten durch das Prinzip der Nicht-Schädigung. Im Verlauf eines moralischen Diskurses müssten diese Werte und Prinzipien gegeneinander abgewogen werden. Aber wenn es überhaupt zu einer Abwägung kommen sollte, wären VertreterInnen eines absoluten Schutzes des Embryos gefordert, sich zumindest in Gedanken etwas zurückzunehmen und solche Erwägungen zumindest vorübergehend zuzulassen, für diese Menschen sicherlich eine schwierige Aufforderung. Dann könnte die Frage

etwa folgendermaßen lauten: Unter welchen Bedingungen könnte wohltätige Heilung eines Menschen den Vorzug vor Nicht-Schädigung des Embryos erhalten? In diesem Fall würden die entsprechenden Kriterien von Beauchamp und Childress zum Tragen kommen: Rechtfertigungsprotokoll: Kriterien, die bei der Verletzung eines moralischen Prinzips zugunsten eines anderen berücksichtigt werden müssen (nach Beauchamp und Childress 2001, 19-20):

- Es gibt bessere Gründe für die vorgezogene Norm (zum Beispiel wohltätige Heilung) im Vergleich zur verletzten Norm (zum Beispiel Nicht-Schädigung des Embryos).
- Das moralische Ziel, das man durch Verletzung einer Norm erreichen will, muss realistische Aussichten auf Erfüllung aufweisen.
- Die Verletzung ist notwendig, weil keine anderen, moralisch akzeptableren Alternativen auffindbar sind.
- Die gewählte Verletzung muss die kleinstmögliche sein, die in Kauf genommen werden muss, um das Ziel der Handlung zu erreichen.
- Der oder die Handelnden (zum Beispiel Forschende und PolitikerInnen) müssen versuchen, alle negativen Folgen der Verletzung zu minimieren.
- In Bezug auf alle an einer bestimmten Handlung interessierten Personen müssen der oder die Handelnden (zum Beispiel Forschende) absolut unparteiisch sein. Ihre Entscheidungen dürfen durch moralisch irrelevante Information über oder von einer der interessierten Personen nicht beeinflusst werden.

Wie man sieht, wären Kriterien 2 und 3 nicht erfüllbar, solange die Möglichkeiten der Arbeit an adulten Stammzellen nicht vollständig ausgeschöpft sind. Wenn jedoch die Forschung an adulten Stammzellen erfolglos bleiben sollte, müsste man Forschung an embryonalen Stammzellen neu überdenken. Dann würden Kriterien 4, 5 und 6 in den Vordergrund treten. Um sich auf diesen Fall vorzubereiten, könnte ein Gedankenexperiment nützlich sein, eine Übung die ebenfalls zum Standardwerkzeug des PmKJ gehört.

##### 5. Gedankenexperiment:

Nehmen wir an, nach gründlicher Überlegung würden wir Forschung an Embryonen in bestimmten, genau spezifizierten Fällen doch noch in Erwägung ziehen. Mit welchen Maßnahmen könnte man dafür sorgen, dass negative Folgen minimiert werden? Hier wäre moralische (und in anderen Gesprächen auch politische) Kreativität gefragt. Deswegen müssten entsprechende Übungen zur Förderung solcher Kreativität eingeführt werden, zum Beispiel eine ästhetische oder meditative Übung. Vielleicht würde man auf die Idee kommen, Forscher rechtlich dazu anzuhalten, ihre Forschung in einem Beratungsgespräch zu rechtfertigen, ähnlich wie Frauen ihre Absichten rechtfertigen

müssen, wenn sie abtreiben wollen. Oder vielleicht müssten sie ihre Arbeit in einem ethischen Gremium rechtfertigen, ähnlich wie schwerwiegende Fälle in Krankenhäusern debattiert werden. Vielleicht würde man dem Gedanken nachgehen, einen Anwalt für künstlich erzeugte Embryonen einzurichten, wie man es in der Umweltethik für Bäume oder Flüsse diskutiert (siehe zum Beispiel Stone 1988). Hier liegt, wie man sieht, ein fruchtbares Feld für phantasievoll, spekulatives Denken vor.

## 5 Fazit

Wenn man diese Aspekte sorgfältig diskutiert hätte, wäre man vielleicht zum Ergebnis gekommen dass Menschenwürde sehr wohl ein wertvolles Ideal ist, das mit der Prima-facie-Regel der Nicht-Schädigung grundsätzlich verbunden ist, ein Ideal, das wir alle teilen, dem wir uns verpflichtet fühlen, und das für alle Phasen des menschlichen Lebens gelten sollte (ein „shareable ideal“ im Sinne von Rest et al. 1999). Aber weil es sich um ein Ideal und nicht um ein absolut gültiges Prinzip handelt, würde es nicht mit einem absoluten, unabdingbaren Recht auf Nicht-Schädigung verbunden sein. Es wäre in bestimmten Fällen zulässig, das Prinzip der Wohltätigkeit oder der Gerechtigkeit dem Prinzip der Nicht-Schädigung vorzuziehen, wobei allerdings eine sorgfältige Abwägung und eine genaue Spezifizierung der Fälle und der jeweiligen Vorgehensweise im Sinne von Beauchamp und Childress erforderlich wäre.

Und was würde politisch aus solchen Überlegungen resultieren? Eine politische Entscheidung baut zwar auf moralischen Überzeugungen auf, verlangt jedoch ein anderes Kalkül. Hier müssen Machtverhältnisse, bestehendes Recht, mögliche Strategien und ihre Durchsetzungsaussichten abgewogen werden. Eine individuelle politische Entscheidung sollte für die/den Urteilenden moralisch tragbar sein, müsste jedoch mit den jeweiligen moralischen Vorstellungen nicht unbedingt deckungsgleich sein. Wenn man zum Beispiel Forschung an Embryonen unter bestimmten Umständen für moralisch zulässig hält, aber keine Chance sieht, die für eine Minimierung negativer Folgen nötigen Rahmenbedingungen politisch durchzusetzen, könnte man sich gezwungen sehen, eine restriktivere politische Lösung vorzuziehen. Dies entspricht ungefähr meiner eigenen Position. In diesem Sinne unterstütze ich das derzeitige Embryonenschutzgesetz, auch wenn ich den Beschluss zum Import embryonaler Stammzellen als brauchbaren Kompromiss ebenfalls akzeptiere. Um eine breite und fundierte Basis für politische Entscheidungen bei moralisch sensiblen Themen wie embryonale Stammzellforschung zu erzeugen, müssten möglichst viele Bürger und Bürgerinnen möglichst große Klarheit über die eigene moralische Position schaffen. Hierzu wäre ein breiter Diskurs im Stil von Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen sinnvoll. Aber um dies zu leisten, müsste man die Diskussion der politi-

schen Arena des Schlagabtausches zunächst entziehen. Dies können und sollen wir im Rahmen von Philosophieren mit Kindern, Jugendlichen und mit Studierenden tun.

## Literatur

- Bayertz, K. (1995): Die Idee der Menschenwürde: Probleme und Paradoxien. Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 81, Heft 4. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 465-481.
- Beauchamp, T. L. / Childress, J. F. (2001): Principles of biomedical ethics. Oxford: Oxford University Press.
- Gorke, M. (1999): Artensterben. Von der ökologischen Theorie zum Eigenwert der Natur. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Lipman, M. / Sharp, A. M. (Hrsg.) (1978): Growing up with philosophy. Philadelphia: Temple Univ. Press.
- Marietta, Don E. Jr. (1995): For the people and the planet. Holism and humanism in environmental ethics. Philadelphia: Temple University Press.
- Martens, E. (1999): Philosophieren mit Kindern. Eine Einführung in die Philosophie. Stuttgart: Reklam.
- Martens, E. / Schreier, H. (Hrsg.) (1994): Philosophieren mit Schulkindern. Philosophie und Ethik in Grundschule und Sekundarstufe I. Heinsberg: Agentur Dieck.
- Merkel, R. (2001): Rechte für Embryonen? Die Menschenwürde lässt sich nicht allein auf die biologische Zugehörigkeit zur Menschheit gründen, in: Geyer, Ch. (Hrsg.): Biopolitik. Die Positionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nunner-Winkler, G. (1992): Zur moralischen Sozialisation. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 44/2, 252-272.
- Pritchard, M. (1996): Reasonable children. Moral education and moral learning. Lawrence, Kansas: University of Kansas Press.
- Reid, Th. (1788) 1895: Essays on the active powers of the mind, in: Reid, Th.: Philosophical works, Band 2, mit Anmerkungen von Sir William Hamilton. Hildesheim: Georg Olms Verlagsbuchhandlung.
- Rest, J., Narvaez, D., Bebeau, M., Thoma, S.J. (1999): Postconventional Moral Thinking. A neo-Kohlbergian Approach. Mahwah, New Jersey & London: Lawrence Erlbaum Associates, Publishers.
- Rest, J., Narvaez, D., Thoma, S.J., Bebeau, M.J. (2000). A neo-Kohlbergian approach to morality research. Journal of Moral Education 29 (4), 381-395.

- Schreier, H. (1993): Himmel, Erde und ich. Geschichten zum Nachdenken über den Sinn des Lebens, den Wert der Dinge und die Erkenntnis der Welt. Heinsberg: Agentur Dieck.
- Stone, Ch. D. (1988): Should trees have standing? Toward legal rights for natural objects. Palo Alto, California: Tioga.
- Vossenkuhl, W. (1993): Normativität und Deskriptivität in der Ethik. In: Eckensberger, L.H. und Gähde, U. (Hrsg.): Ethische Norm und empirische Hypothese. Frankfurt a.M.:Suhrkamp Taschenbuchverlag, 133-150.

## Curriculum Vitae Patricia Nevers

Prof. Dr. Patricia Nevers ist seit 1994 Professorin für Erziehungswissenschaft / Biologiedidaktik an der Universität Hamburg. Sie ist in den USA aufgewachsen, wo sie einen Bachelor's Degree erhalten hat. Sie setzte ihr Studium der Biologie und Chemie für das Lehramt an der Universität Freiburg fort, promovierte dort in der molekularen Genetik und arbeitete mehrere Jahre in der genetischen Forschung, sowohl in Freiburg als auch an anderen Forschungsinstitutionen. Nach mehrjähriger Schulpraxis und Referendariat wechselte sie zum Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften an der Universität Kiel über, wo sie Unterrichtsmaterialien und Konzepte zur Einführung des Themas Gentechnik an der Schule entwickelte und sich mit Bioethik und Moralentwicklung beschäftigte. Im Rahmen eines interdisziplinären Projektes in der Wissenschaftsforschung am damaligen Institut für Gesellschaft und Wissenschaft in Erlangen untersuchte sie Veränderungen in der biologischen Forschung im Zuge der Technologisierung der Biologie. In Hamburg liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit bei Forschung und Lehre zur Umweltethik und Umwelterziehung sowie zur Adaptation des Ansatzes des Philosophierens mit Kindern für den Biologieunterricht.

## Neuere Veröffentlichungen:

- Nevers, P. / Gebhard, U. / Billmann-Mahecha, E. (1997): Patterns of reasoning exhibited by children and adolescents in response to moral dilemmas involving plants, animals and ecosystems. *Journal of Moral Education* 26/2, 169-186.
- Ott, K. / Potthast, Th. / Gorke, M. / Nevers, P. (1999): Über die Anfänge des Naturschutzgedankens in Deutschland und den USA im 19. Jahrhundert, in: E.V. Heyen (Hrsg.): *Naturnutzung und Naturschutz in der europäischen Rechts- und Verwaltungsgeschichte. Jahrbuch für Europäische Verwaltungsgeschichte. Band 11.* Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, 1-55.
- Nevers, P. / Hasse, R. / Hohlfeld, R. / Zimmerli, W. Ch. (2001): Mediating between plant science and plant breeding: The role of research technology. In: B. Joerges und T. Shinn (Hrsg.): *Instrumentation: Between Science, State and Industry.* Dordrecht: Kluwer, 97-118.
- Nevers, P. / Billmann-Mahecha, E. / Gebhard, U. (2003): Visions of nature and value orientations among German children and adolescents. In: R. van den Born, R.H.J. Lenders, W.T. de Groot (Hrsg.): *Visions of Nature. A Research-Based Exploration of People's Philosophies.* Dordrecht: Kluwer.